



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Carlowitz-Hartitzsch, Ric: Zur Sprachkritik

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

des Travailleurs de l'Industrie du Bâtiment), welcher am 1. Juli 1907 aus verschiedenen Berufsverbänden gegründet wurde. Die Mitgliederzahl dieses Verbandes stieg von 26613 im Jahre 1907 auf 90000 im Jahre 1910. Vor dem Jahre 1907 war die Organisation der Bauarbeiter in Frankreich als keine besonders nennenswerte zu bezeichnen. Die erste gemeinschaftliche Organisation, welche alle Berufe der Baubranche umfaßte, und im Jahre 1893 gegründet wurde, zerfiel im Jahre 1901 bereits wieder. Die Ursachen des Zerfalles sollen in der Erhöhung des Zentralbeitrages gelegen haben. Das Werden und Vergehen der Organisationen ist überhaupt einer der charakteristischen Züge der anarchistischen Arbeiterbewegung. So zerfiel z. B. die am 5. Oktober 1882 gegründete „Brüderliche Union der Zimmerer Frankreichs“ bereits im Jahre 1884. Die am 12. Januar 1899 gegründete Organisation „Der Zimmerer an der Seine“ wurde im Juli 1900 schon wieder aufgelöst.

(Fortsetzung folgt.)



## Zur Sprachkritik

Von Ric von Carlowitz-Hartigisch in Dresden



ohl nie ist das Absichtsvolle des Buchtitels so seltsam in die Irre gegangen wie in Fritz Mauthners: „Wörterbuch der Philosophie“ (Georg Müller, München, zwei Bände, broschiert 30 Mark). Wer es dafür kauft, wird ebenso wie der getäuscht werden, der an ihm um dieses Titels willen achtlos vorübergeht. Nun gar „das Wörterbuch der Philosophie“, wie es Mauthner erst nennen wollte, ist es nicht geworden: dazu enthält es vieles zu wenig und noch mehr zu viel. Alle bewegenden Fragen unserer Kultur sind hier im Brennpunkt einer starken und rücksichtslos offenen Persönlichkeit gesammelt. Gerade der negative Charakter seiner theoretischen Philosophie drängt ihn, ihre Berechtigung durch vielseitige Beziehung auf praktische Forderungen des Tages auch positiv zu erweisen. Das Wort Mauthner ist ein Programm. Mit der Monomanie eines großen Geistes hat er die Antwort auf alle Fragen, die er mit der Leidenschaft des metaphysischen Bedürfnisses empfindet, in einer neuen Problemstellung gefunden: der Sprachkritik. Ansätze dazu haben wir zwar seit dem berühmten dritten Buche von Lockes Essay. Aber die Gerechtigkeit erfordert, zuzugestehen, daß Mauthner sie erst nach Begründung und Konsequenz zu einer neuen Disziplin erhoben hat. Zu seiner dreibändigen „Kritik der Sprache“, in der er seine Hauptarbeit

systematisch niedergelegt hat, bietet das vorliegende Buch, wie der Untertitel besagt, „Neue Beiträge.“ Weil es allenthalben auf diesen systematischen Unterbau zielt, verleitet die unglückliche lexigraphische Fassung nur zu oft zu Wiederholungen der programmatischen Hauptsätze. Wie uneigentlich sie gemeint ist, geht aus dem beigegebenen Register von sechzehn Seiten hervor, das für ein Wörterbuch ein Unikum darstellt.

Ein Wörterbuch also, das man nicht nachschlägt, sondern liest, liest wie eine Biographie. Denn in dem stark subjektiven Einschlag liegt sein besonderer Reiz, aber auch die Gefahr. Es hat darum nicht an Stimmen gefehlt, die ihm die wissenschaftliche Qualität absprachen oder mindestens schwere sachliche Bedenken erhoben. Von der sprachlichen Seite sowohl wie noch mehr von der philosophischen. Aber das Buch ist seltsam. Man knebelt es nicht mit Worten und schlägt es nicht tot mit Gründen. Der skeptische Nominalismus Mauthners ist so wenig zu widerlegen wie der konsequente Idealismus Berkeley's oder Stirners. Und wäre er es, wären auch die sachlichen Einwände im einzelnen besser gestützt, als sie gegen eine skeptische Methode gestützt sein können, das Buch behielte einen eigenen Wert in den nebenbei gepflückten Gedanken. Aus dem Überfluß eines sprühenden Witzes, aus der Belesenheit des kultivierten Geistes breitet es vor dem „guten Leser“, wie ihn Mauthner verlangt, einen unvergänglichen Reichtum aus. Der hurschikose Einschlag, der für das Zynische von heute charakteristisch ist, läßt leider nicht immer einen literarischen Genuß aufkommen, wie er dem delikatsten Zynismus Wildes eigen ist. Fein geschliffenen Sätzen wie: „Der Mensch ist das fragende Tier“ (Seite 98), „Die Philister haben seit den Zeiten des Goliath etwas gegen die Duellen“ (Seite 209), „Der Staat ist der modus vivendi der argen Menschen“ (II 305) stehen Wendungen gegenüber wie: „Die Evangelisten hätten von ihren Übersetzern niemals eine Lantieme verlangt“ (Seite LV), „Den Herodes überherodesen“ (Seite 550). Mit dieser literarischen Absicht seines Stils stellt sich Mauthner ebenso herausfordernd außerhalb der Schultradition wie Schopenhauer, mit dem er auch die Polemik gegen die „Professorenphilosophie“ teilt, doch ohne die Innigkeit seines Hasses zu erreichen. Der Verlag hat das Seinige getan, durch die schmucke Schlichtheit der Ausstattung, die wir von ihm gewohnt sind, das Buch aus dem grauen Glend der Fachpublikationen herauszuheben.

Inhaltlich müssen wir uns hier darauf beschränken, die Hauptlinien des „Systems“ aufzuzeigen. Mauthner sagt zwar (II 341): „Ich bin kein Systematiker.“ Aber sein Ruf: „Zurück zu Hume“ bleibt ein frommer Wunsch auch für ihn, der in seinem Streben nach dogmatischem Zusammenschluß den Deutschen nicht verleugnet. „Wenn ich nicht Mauthner wäre, möchte ich Hume sein.“ Zum mindesten macht er von der tragikomischen Inkonsequenz, die jeder Skepsis ab ovo anhängt, einen ausgedehnten Gebrauch, d. h. seine Skepsis benötigt zu ihren Voraussetzungen ein systematisches Rückgrat, das sie nur für die Konsequenzen ablehnt.

Der Kritik der Begriffe geht als fachliches Fundament eine Geschichte der Worte voraus, die in der umfangreichen Einleitung behandelt wird. Mauthners sprachlicher Standpunkt ist durch seinen Gegensatz gegen die herrschende indogermanische Einheitshypothese bestimmt. Als sprachbildender Faktor gilt ihm prinzipiell die Entlehnung und Lehnübersetzung, die er für Einzelworte, Redensarten und Motive (Märchen) oft überraschend belegt. Es darf uns an dem Wert dieser Erklärung nicht irre machen, wenn Mauthner in seiner Entdeckungsfreude dieses Prinzip überschätzt. Er ist auch hier das ausschlagende Pendel einer neuen Phase, das die vorangegangene nur durch ebenso einseitige Gegenbewegung korrigieren kann. Mauthner selbst gibt (im Text des Hauptteils) einige Beispiele für Ähnlichkeiten zwischen den sogenannten indogermanischen Sprachen, „bei denen an eine Lehnübersetzung nicht zu denken ist“ (wie bei *καλός* — pulcher — schön, denen der Grundbegriff des Scheinens gemeinsam ist, II 333). Er ist dann genötigt, z. B. „die Steigerung des Adjektivs allein eine zufällige Analogiebildung unserer arischen Sprachen, die sie allein besitzen“, zu nennen (II 189). Gibt es aber überhaupt solche „zufällige“ Analogien, dann ist jede Erklärung durch Entlehnung und Lehnübersetzung an eine nachweisbare oder überzeugend erschlossene Priorität des Begriffes in einer der fraglichen Sprachen zu knüpfen. Diesen, gewiß schwierigen Nachweis bleibt Mauthner für manche seiner Beispiele schuldig. Dies gilt besonders für die von ihm sogenannten „internationalen Lehnübersetzungen“, wo es in dem Artikel „vier“ (Seite LXXXI) auch zugegeben wird. Ist die Priorität des Wortes außer Frage (wie in *extra* — sonder), so braucht die neue Bildung nicht von diesem Wort her übersetzt zu sein, sondern kann selbständig von dem Begriff her gesetzt sein, für den die nationale Entsprechung des fremden Wortes der ungesuchte Ausdruck war. Damit wäre dann nur bewiesen, daß eine gemeinsame Anlage die arische Sprachentwicklung in parallele Bahnen zwingt. So kann dem Begriff des Herausgehobenen, Abseitigen auch ohne den Umweg einer „Übersetzung von *extra*“ (Seite LXXVIII) das Wort „Sonderdruck“ seinen Ursprung verdanken. Wir werden sehen, daß hier bereits die Mauthnersche bedingungslose Gleichsetzung von Wort und Begriff hineinspielt.

Zu dieser historischen Unselbständigkeit der Sprache, die sich in Worten und Bildern wie eine ewige Krankheit forterbt, kommt für Mauthner als zweite skeptische Voraussetzung ihre immanente Unzulänglichkeit. Er drückt sie in einem Bilde aus, das sehr tiefe Einblicke gewährt, wenn man sich seiner Bildhaftigkeit bewußt bleibt. Er sagt, die Sprache spalte die eine Wirklichkeit in drei Welten: die adjektivische, verbale und substantivische Welt. Die adjektivische Welt ist die Welt der Erfahrung. Sie enthält die Dinge *πρὸς ἡμᾶς* als eine Vielheit pointillierter Einzeleindrücke (Seite 25). Die verbale Welt ist die Welt des Werdens. Sie enthält die Dinge *πρὸς τὴν* als einen kausalen Zusammenhang in der Zeit (II 526). Die substantivische Welt ist die Welt des Seins. Sie enthält die Dinge *κατὰ αὐτό* als die substantiellen Träger der adjektivischen und verbalen

Wirkungen im Raum. In der ersten Welt orientiert die Kunst, in der zweiten die Wissenschaft, in der dritten „in Feierstunden notwendigen“ Welt die Mystik. Es sind „drei Sprachen, die einander helfen müssen“. Die Benennung als Welten, die selbst allzu substantivisch ist, läßt Mauthner nicht immer seinen eigenen Vorbehalt beachten, daß es sich dabei nur um Standpunkte (fantisch: Formen) unserer Sprachauffassung der einen Realität handelt, die in keiner einzelnen Form restlos aufgeht. Unversehens werden ihm die „Welten“ zu dinglichen Inhalten, denen er dann eine absteigende Realität zuschreibt. Die psychische Gewißheit der adjektivischen Welt wird erlebt, die physische Notwendigkeit der verbalen Welt gewußt, die metaphysische Gesetzmäßigkeit der substantivischen Welt geglaubt.

Indem hier das sprachliche Problem bereits eine erkenntnistheoretische Fassung erhält, treffen wir auf die tragende These seines skeptischen Systems, das darum von R. Richter in seinem „Skeptizismus in der Philosophie“ schon als „linguistischer Skeptizismus“ gebucht ist. Mauthner vertritt die völlige Identität von Sprechen und Denken, die beide nicht nur wechselseitig bedingt, sondern „der gleiche Vorgang“ (Seite 178) sind. Weil nun die Sprache nicht nur „eine zu kurze Decke für die Wirklichkeit“ (II 429), sondern vor allem „ein elendes Werkzeug für Unwirklichkeiten“ (II 424) darstellt, darum ist die Ergebnislosigkeit aller Philosophie a priori gewiß. Denn nicht nur das begriffliche Denken (der Schopenhauersche: Verstand) ist an Sprache gebunden, sondern Mauthner identifiziert mit ihr ausdrücklich auch noch die Schopenhauersche Vernunft (II 369), „so daß die letzten Fragen (Kausalität, Zweck, Unendlichkeit, Realität) sprachkritische Fragen sind“ (Seite 260). „Philosophie ist Erkenntnistheorie, Erkenntnistheorie ist Sprachkritik“ (Seite XI). *Le roi est mort, vive le roi!* Daß aber damit die Ergebnislosigkeit von der Philosophie im Grunde auf die Sprachkritik mit übergeht, darüber täuscht sich auch Mauthner nicht. „Und das ist die verzweifelte Lage des Sprachkritikers, der klar die Aufgabe erkannt hat, den Wortaberglauben auch auf dem Gebiete unserer gräzifizierenden Philosophie zu bekämpfen, der aber für die Untersuchung der verdächtigen Begriffe kein besseres Werkzeug besitzt als eben wieder diese verdächtigen Begriffe selbst. . . . Und so ist auch die Sprachkritik den Wörtern in der Philosophie gegenüber nur eine unerfüllte Sehnsucht“ (Seite 502).

Die behauptete Identität von Sprechen und Denken kann uns nicht überzeugen. Mauthner selbst gibt zunächst Beispiele, wie dehnbar der Begriff Denken ist und daß für seine untere Grenze („jedes innere Erlebnis gehört zum Denken“ Seite 177), jedenfalls keine Sprache erforderlich ist. Aber auch für die eingeschränkte Bedeutung des apperzeptiven Denkens scheint uns die Mauthnersche Hypothese nicht zwingend. In der psychischen Erfahrung finden wir nur, daß Denken ex post mit Sprechen zusammenfällt, insofern wir keine andere Rechen-schaft über das Gedachte geben können als in Worten. Ex ante ist Denken ein selbständiger Vorgang, der (historisch) erst die Sprache nach seiner Weise

geschaffen hat. Das hindert nicht, daß diese nun, groß geworden, umgekehrt das Denken assoziativ gängeln kann. Diese historische Wechselwirkung ist noch keine Identität. Wir möchten uns noch nicht auf die überraschenden Ergebnisse der beiden rechnenden Pferde des Herrn Krall in Elberfeld (Kosmos 1912, Heft 3) berufen. Aber Mauthners Beweis, daß Denken und Sprechen physiologisch Bewegungen der Sprachorgane und Gehirnzellen sind — daß diese Bewegungen zweckdienliche Handlungen darstellen, an denen aber nur die differierenden Minimalbewegungen der Muskeln wirklich sind — daß von diesen Bewegungsänderungen „nicht die kleinste anders beim Denken als beim Sprechen“ ist (Seite 180) — daß nur unsere Aufmerksamkeit, wenn wir die Handlung zu einer verbalen Zweckseinheit zusammenfassen, die als solche unwirklich ist, „einmal mehr auf das Ziel (Denken), das anderemal auf den Weg (Sprechen) gerichtet“ ist — dieser ganze scharfsinnige Beweis endet mit demselben Dilemma, ob wir das Sprechen als den „Weg“ des Denkens ansehen wollen, als seine zur Realität notwendige Außenseite. Denn die physikalisch getrennten Bewegungen (Röhre — Gehirn) können „die gleichen“ (Seite 179) nur für eine höhere, physiologische Ansicht sein, die ihre Subsumierung unter eine umfassende gemeinsame Zweckvorstellung vorwegnimmt. Der Vergleich mit dem Hunde, den wir als laufend oder jagend vorstellen können, „ohne daß die kleinste der Bewegungsänderungen dadurch anders wird“, ist deshalb nicht schlüssig. Denn bei diesem sind beide Male physikalisch dieselben Muskeln in Frage. Ob dagegen notwendig, und wie zeitlich die örtlich getrennten Bewegungsänderungen des Sprechdenkens verbunden sind, dafür ist, wie Mauthner selbst sagt, „noch“ kein Nachweis zu erbringen. Einstweilen kann mir darum auch mein Hund einreden, daß keine Freude ohne Schwanzwedeln ist.

Weil nun in der Sprache die Erinnerung vergangenen Denkens niedergelegt ist, ist Sprache nichts anderes als Gedächtnis. Dieses, als psychische Kontinuität, begreift Phantasie und Vernunft unter sich (gegen Bacon). „Wir wissen nichts, wir denken nichts, wir schaffen nichts, als was wir aus dem Gedächtnisse wissen, denken, schaffen“ (Seite 263). Gedächtnis wird für Mauthner zu einem tief-sinnigen metaphysischen Einheitsbegriff, indem er es als eine Arbeitsform (Energie) von der Psychologie auf die Biologie überträgt. „Die gemeinsame Ursache jeder Einheit (der Ureinheit im menschlichen Ich und der Einheit in den Organismen) ist das Gedächtnis“ (Seite 338). „Der Sinn des Lebens scheint der zu sein, daß das Gedächtnis, welches in der unorganischen Welt so leicht gestört werden kann, sich in den Organismen zu einer viel stabileren Formenenergie konzentrieren könne. Drei Stufen des konzentrierten Gedächtnisses wären da zu beobachten: die lebendigen Formen sind Produkte eines Keimgedächtnisses (für die Vergangenheit), welches sich dann in den Tieren und im Menschen besondere Nervenorgane für ein noch höher potenziertes Gedächtnis bildet.“ Dieses geht auf die Gegenwart und stellt so „eine Beziehung zur Umwelt her, die wir das Bewußtsein nennen. Auf die Zukunft gar weist das Gedächtnis

für Empfindungen und Erfahrungen hin, wofür wir die Bezeichnung Denken haben" (II 63). Als Oberbegriff für das unbewusste Gedächtnis der organisierten Materie wie für das bewusste Gehirngedächtnis gilt Mauthner die Anpassung. Hier knüpft er in sehr feiner Weise den biologischen Nutzen des Vergessens an, das durch eine gewisse Elastizität des Arttypus das Individuum ebenso anpassungsfähig erhält, wie die psychologische Erfahrung nur dadurch ermöglicht wird, daß sie ähnliche Eindrücke für gleiche nimmt.

So kommt Mauthner zu dem Ergebnis (Seite 294), „daß das Rätsel der Erkenntnistheorie, wie Erfahrung überhaupt möglich ist, und wie Erfahrung zustande komme, zusammenfällt mit dem Rätsel aller Rätsel, mit dem Rätsel des Gedächtnisses. Und das menschliche Gedächtnis, das gemeinsame Organ besonders der Völker, ist uns längst aufgegangen als das, was uns sonst als Sprache so vertraut ist.“ Aber schon Mauthner fährt fort: „Durch solche Erwägungen wird der eine oder andere Begriff überflüssig, ohne daß wir darum mit der Erklärung der Welt weitergekommen wären.“

Der Eifer für seine Sache verführt Mauthner zu steigender Einseitigkeit. Aus einer tiefsinnigen Analogie alles Denkens wird Sprache zum erkenntnistheoretischen Gegenstand und von da über den Begriff des Gedächtnisses zur metaphysischen Substanz, zum „Rätsel aller Rätsel“, wie es für Schopenhauer der Wille war, den Mauthner mit Recht als eine Bezeichnung von erschlicherer Deutlichkeit für etwas schlechthin Unerfahrbares geißelt. Alles Besondere führt auch ihn immer wieder auf dieses Allgemeine zurück. „Raum ist eine stumme Sprache“ (II 289). Patriotismus geht auf Sprachliebe zurück (II 237). „Die antirationalistische Stimmung der Gegenwart steht in Verbindung mit den sprachkritischen Ideen“ (II 283). „Sozial, also ethisch, also sprachlich“ (Seite 200). Nicht hier in der gewaltsamen Vereinfachung von Begriffen bis zur Verflüchtigung jedes prägnanten Sinnes, sondern da sehe ich die größere Tiefe der Mauthnerschen Kritik, wo er Begriffe scheidet, wie in dem Artikel: „Geschichte“, der eine meisterhafte, kleine Monographie darstellt.

Kein Begriff, hatte Mauthner gelehrt, ohne Wort, aber, fährt er fort, nicht jedes Wort ein Begriff. Und von diesen „Scheinbegriffen“, den Wortleichen einer mumifizierten Vergangenheit, die Philosophie zu säubern, ist sein Wörterbuch unternommen. Wieder müssen wir die Berechtigung dieses Ausgangspunktes anerkennen, vermögen aber nicht jeder besonderen Auslegung Mauthners zu folgen. Gerade seine skeptische Sprachauffassung mußte streng daran festhalten, daß ein Scheinbegriff nur historisch so geworden ist, daß er es also nicht an sich, sondern nur für uns Lebende ist, deren Volkbegriffe vielleicht einer späteren Philosophie ebenso gegenstandslos werden können. Nicht der Scheinbegriff ist theoretisch falsch, sondern seine Anwendung ist praktisch schlecht, besser gesagt: überflüssig. Für Mauthner wird er aber aus einem biologischen Rudiment ohne Wert zur negativen Größe eines faktischen Unwertes. Das demokritische Atom ist tot, das Cartesianische Ich, die intelligible Freiheit Kants ist tot. Da

ist es eine billige Weisheit, es damit zu erklären, daß sie nie gelebt hätten. Mir scheint, Mauthner vermengt den Scheinbegriff mit dem Unbegreiflichen. Der Scheinbegriff prätendiert als eine begreifliche Abstraktion aus der sinnlichen Welt, ihrer Erklärung zu dienen, während unsere Erfahrung seiner dazu nicht benötigt, weil wir sparsamere Theorien aufgestellt haben. Mauthner definiert die Scheinbegriffe in demselben Sinne, aber wenig präzise durch ihren „Widerspruch mit den Tatsachen der Erfahrung“ (Seite XCIII), recht unglücklich Seite 191: „daß ihnen in der sinnlichen Welt nichts entspricht“, womit er allen Abstraktis den Garaus gemacht hätte. Er verwahrt sich deshalb dagegen mit der innerhalb seines Systems noch hüdnigsten Definition: „Scheinbegriffe sind substantivische Begriffe, von denen adjektivische Wirkungen nicht ausgehen“ (Seite XCV). Hierhin gehören Wunder, Gott, Teufel, Here, Atom, Ich. Diese Scheinbegriffe sind alle begreiflich, mindestens historisch begreiflich, aber denkunnötig. Dagegen das Unbegreifliche, die zweite Klasse der Mauthnerschen Scheinbegriffe, kann trotzdem oder deswegen denknotwendig sein. Diese „Scheinbegriffe“ sind Grenzbegriffe am Ende, oder meinerwegen jenseits der Erfahrung, für das Denken allein. Als Beispiele nenne ich: Gott, Atom, Vollkommenheit, absolut. Hier von Scheinbegriffen zu reden hat keinen Sinn mehr, weil, respektive solange sie auf eine Erklärung der begrifflichen Wirklichkeit gar nicht tendieren. Erst wenn man sie trotzdem als begreifliche Realitäten gebraucht, werden sie echte Scheinbegriffe, weshalb ich Gott, Atom, wo dieser Mißbrauch an der Tagesordnung ist, für beide Klassen anführen konnte. Gerade weil es solche Worte gibt, die eine schiefe Anwendung aus einem Unbegreiflichen zu einem Scheinbegriff machen kann, ist es gefährlich, beide in einer Kategorie zusammenzufassen, die dann eine fragwürdige Gestalt annimmt. Wenn Mauthner Worte, die gar keinen begrifflichen Inhalt haben, „Scheinbegriffe“ nennt, lockert er den logischen Zusammenhang von Begriff und Begreiflichkeit schließlich soweit, daß ihm auch Worte, die direkt aus der „Begrifflichkeit des Sensualismus oder der adjektivischen Welt“ (II 283) stammen, keine Begriffe mehr sind: „In gewissem Sinne sind die konkretesten Substantive eben solche Scheinbegriffe wie die abstraktesten Begriffsungeheuer der Scholastik“ (II 465). Hält man dagegen die (ganz richtige) vorsichtige Exemplifizierung in der Einleitung (Seite XCIV): „Der verblafteste und leerste aller philosophischen Begriffe, der Begriff des Seins ist darum noch lange kein Scheinbegriff“, dann hat Mauthner seine eigene fruchtbare Anregung ad absurdum geführt.

So bedeutet sein Buch als Ganzes keine Vernichtung der formalen Logik, die er als „Scholastik“ zu bekämpfen sich nicht genug tun kann. Nicht in der erkenntnistheoretischen Kritik der Begriffe, sondern — und das ist für den Verächter der „unwissenschaftlichen“ Geschichte eine seltsame Ironie — in der geschichtlichen Kritik der Worte liegt der lebendige und lebensfördernde Wert seines Buches. Als solches ist es bunter, reizvoller geworden, als eine Anti-Logik je sein könnte. Es ist eine Lust, sich die antiquarischen Kumpelkammern

und Raritätenkabinette dieses wunderlichen Baues der Wissenschaft aufschließen zu lassen von einem Führer, der sich, wie selten einer, in ihren verwinkelten Gängen zurechtfindet. Wir hören auch noch geduldig zu, wenn er uns von Geistern erzählt, die in den leeren Kammern umgehen, und uns mit der ausbündigen Ammenmoral entläßt, alles Schloßerbauen lieber sein zu lassen. Aber sobald wir aus der suggestiven Atmosphäre einer unheimlich gegenwärtigen Vergangenheit in das freie Leben hinaustreten, verfliegt der Spul und wir sehen, daß die steptische Folgerung unseres Führers ein Taschenspielerkunststück war. Das Absolute, so feierlich als substantivischer Scheinbegriff zum Hauptportal hinausgeworfen, wurde zur Hintertür wieder hereingeholt, um als Imperativ seiner armen Milchschwester Relation die Lust am Wirtschaften im Hause der Wissenschaft zu vergällen. Weil das Absolute, als Erkenntnis und Wert, in keine Realität eingeht, weil also unser ganzes Denken und Handeln sich in einem ständigen Auf und Ab von Relationen bewegt, darum soll alles Philosophieren Spielerei sein wie die Strandburgen müßiger Ferienkinder? Zunächst logisch vermag ich mit Relation keinerlei Sinn zu verbinden, wenn ich ihr Korrelat als „Scheinbegriff“ ablehne. Praktisch weiß ich noch weniger damit anzufangen. Wenn das Sprachdenken „nur“ eine anthropozentrische Weltanschauung gestattet, so ist bescheidenlich daran zu erinnern, daß diese Resignation eine Arabeske ist wie alle Werturteile. Die Sprache ist eben nicht nur zwischen Menschen, was Mauthner immer betont, sondern auch nur zwischen Menschen. Das Denken verendet im Absoluten, der Fisch im Trocknen. Ich vermag daraus keinem einen Vorwurf zu machen. Wenn uns andererseits einer diese gottgewollte Abhängigkeit in eine konsequente Stärke der Organisation umdeutet, so werden wir auch diese Ansicht ohne absonderliche Begeisterung zu den Akten nehmen. Um das Absolute, das zu denken wir nicht aufhören können, für die Wirklichkeit zu retten, gilt es, ihm eine nur regulative Stellung zu ihr anzuweisen. Darum ist das von Kant inaugurierte Als-ob-motiv die Signatur der Philosophie von morgen. Das hat Mauthner sehr richtig erkannt. Wir sollen denken, als ob es Wahrheiten, und leben, als ob es Werte gäbe. Wir sollen uns bewußt bleiben, daß wir damit nur „Scheinbegriffe“ geprägt haben, Großgeld ohne Metallwert, aber notwendig zu einer geregelten Wirtschaft. Nun erinnern wir uns, daß auch Teufel, Wunder und Zubehör in derselben Kategorie der Scheinbegriffe stehen sollen. Ei, gibt das nicht eine Gelegenheit, auch diesen würdig alten Hausrat wieder einzuschmuggeln? Wir sollen nichts Böses tun, „als ob“ der Teufel hinter unserer armen Seele her wäre? Dann hätten wir die Feder wieder einmal überdreht und könnten von vorne anfangen. In der Tat weist Mauthners Buch an manchen Stellen Symptome dieser wissenschaftlichen Anarchie auf, auf die wir nicht zeitig genug hinweisen können. („Mythik“ als Artikel eines Wörterbuches der Philosophie!)

Aber Mauthner ist Realist genug, mit diesen Konsequenzen nur zu spielen. Rechtzeitig besinnt er sich, daß es eine Voraussetzung seiner Kritik war, in der

Sprache nicht „die Bedeutung“ (Seite 89), sondern nur eine geschichtliche Folge von Bedeutungen vor sich zu haben. Wir können ihm nicht die Herzenshärte zugestehen, daß er uns die Stecken zerbrochen vor die Füße geworfen habe, mit denen wir Sehend-Blinden uns durch diese Welt tasten. Aber wir lernen sie kennen als das, was sie sind, nur sein können: orientierende Mittel im ewigen Dunkel, die wir nur deshalb als kongruent bezeichnen, weil sie die einzigen sind. Man kann über den Nutzen dieser Erkenntnis streiten. „Sicher im Dämmerchein wandelt die Kindheit dahin.“ Aber wem einmal die Abgründe der Welt aufgegangen sind, die er mit dem winzigen Maß seiner Glieder durchmessen soll — und die Sprache ist nichts als ein ins Psychische projiziertes Organ —, der wird gut tun, zu Beginn seiner Reise das mögliche Bereich dieser Beweglichkeit und die Stärke des Steckens zu bedenken. Daß nicht die Resignation der unerschöpften Tiefe ihn am Ende seiner Bahn überrascht, angstvoll, tödlich, gehe er mutig aus mit dieser Erwartung auf nichts. Jeder Schritt am Wege ist dann Gewinn. Der Weg ist schließlich doch der Sinn des Zieles.



## Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Sechste Fortsetzung)

Auf Borküll waren die Sympathien für Kirsch im Steigen. An allen Ecken und Enden fehlte seine Gegenwart. Baronin Clementine hatte geradezu Sehnsucht nach den Grobheiten des Verwalters, die sie früher wiederholt für ihre Zustände verantwortlich gemacht hatte.

Es war eine Art Schreckensregiment, das er führte, aber doch ein Regiment. Die Damen befanden sich zwar in ständigem Protest dagegen, aber sie hatten doch nicht dieses gräßliche Gefühl der Unsicherheit, das sie jetzt beherrschte.

Täglich hatte sich Baronin Clementine telephonisch mit dem Revaller Krankenhaus verbinden lassen und war über die fortschreitende Genesung ihres Verwalters auf dem laufenden. Als sie erfuhr, daß er das Spital verlassen hatte, erwartete sie seine Ankunft jeden Augenblick.

Der Brief des Küsters Frey an die Gräfin Schildberg wirkte niedermettend: Kirsch war spurlos verschwunden.